

Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun
Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden
Band: 41 (1981-1982)
Heft: 1

Artikel: Heimatkundliches aus Thuis und Umgebung
Autor: Lanicca, Johann / Pally, Martin / Pitschi, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-356662>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heimatkundliches aus Thuisis und Umgebung

Johann Lanicca, Martin Pally,
Albert Pitschi



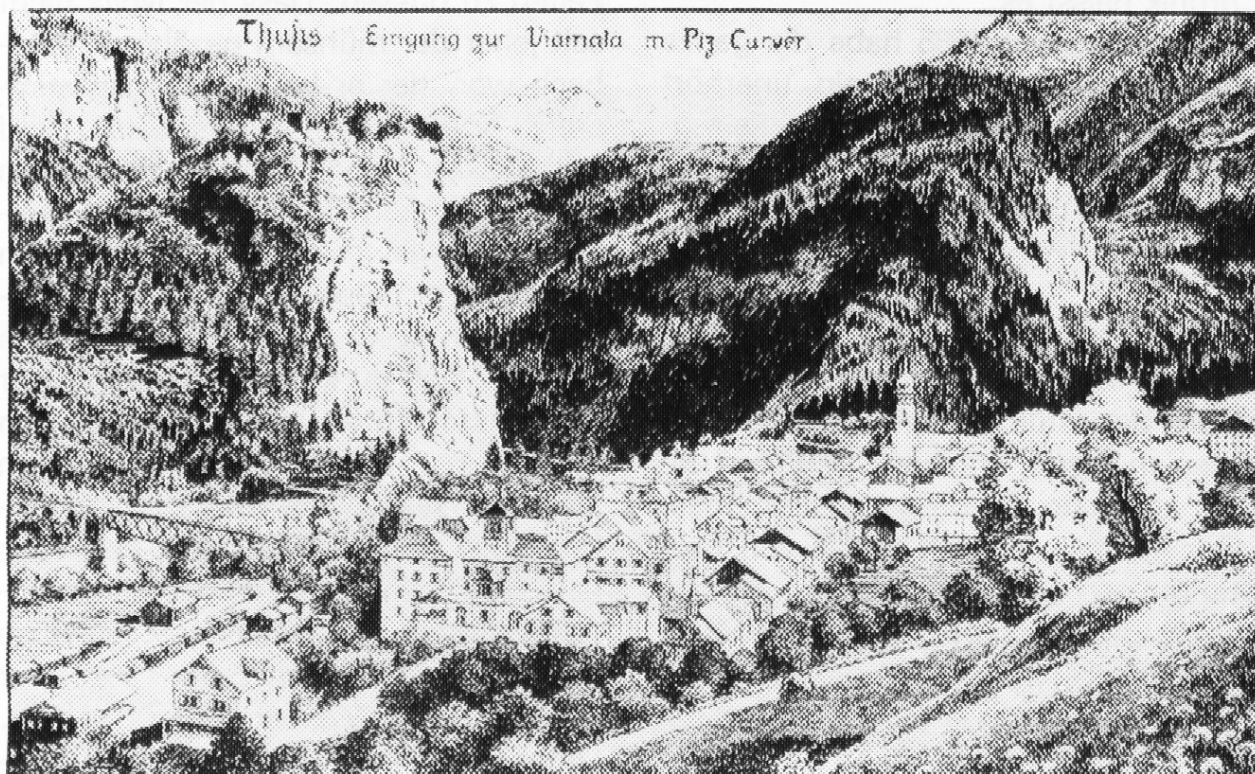
Die folgende Arbeit enthält keine Lektionsbeispiele. Sie ist auch kein vollständiges Heimatkundewerk. Wir verstehen sie als Ergänzung zur bestehenden, empfehlenswerten Arbeitsmappe zur Heimatkunde Graubünden, 1. Teil, Domleschg. Manches mag auch zur Erbauung hier stehen.

Oktoberanfang in Thuisis

Das ist in meiner Erinnerung ein kühler, fast frostiger Morgen. Das ist der Widerschein des Himmels auf den grauen Pflastersteinen der Dorfgasse, das erste Sonnenlicht auf der Schneekante des Piz Beverin. Das ist der Schattensee des Talgrundes, auf dem eine noch grüne

Baum- und Wieseninsel schwimmt, grell angestrahlt vom Morgensonnenschein, der durch den Schyn herausströmt, und man begreift plötzlich, weshalb der Schyn der Schyn heisst. Das sind die bräunlich fahlen Alpweiden am Heinzenberg mit einem unwahrscheinlich blauen Himmel darüber.

Wespen auf geplatzten Kannenbirnen im Strassenstaub, Kränze aus Apfelschnitzen, die unter den Fenstern des Nachbarhauses hängen, Geruch von schwarzem Holdermus, Rauch von einem Unkrautfeuer, die langen Schatten der gefüllten Säcke auf dem Acker, das Gepolter der Kartoffeln, wenn sie am Abend durch den Holzkänel vom Kellerfenster zum Haufen hinabpurzeln.



Der Nolla hat mich zum Zittern gebracht die Feuersbrunst zu Asche gemacht das Thusner Gericht war wütend und schwer des Säumers Ruf erschallt nimmermehr. AE

Hauspruch am Gasthaus «Sternen»

Der Nolla hat mich zum Zittern gebracht, ...

Den Schönheiten unserer Gegend, wie sie Hans Mohler beschreibt, stehen oft auch Bedrohungen durch Naturgewalten gegenüber. So litten unsere Vorfahren vor allem unter den Verheerungen von Nolla und Rhein, unter Feuersbrünten und schlimmen Epidemien.

Die ersten Berichte über Hochwasser stammen vom Schulmeister und Maler Hans Ardüser, der Ende des 16. Jahrhunderts in Thusis gewirkt hat. In seiner Chronik heisst es:

«Am 16. August 1585 habe die ganze Welt gekracht und sei ein unerhört Donnern und Blitzen gewesen. Es regnete fast den ganzen Sommer. Am Unser Frauen-Tag (15. August) sei das Wasser zu Thusis so angelaufen, dass Steine wie Stubenöfen trieben, habe sich geschwellt (Stauung des Rheins) und sei eine Stunde vor Tag mit solchem Ungestüm ausgebrochen, dass ein solch Tosen, Krachen und Brascheln war, als wenn die Berge zusammengefallen wären; dadurch denen von Caz, Thusis und Sils, Fürstenau, Rotels, Tomils und durch alle Landen nieder an Baumgärten, Wiesen, Brücken, Wuhren, Feldern und Gärten unschätzblicher Schaden erfolgt sei.» (1)

Warum wurde der Nolla für die Thusner zum Inbegriff des «bösen» Wassers? Hans Mohler schreibt darüber folgendes:

«Einst soll er ein sanftes, zwischen den Wiesen fliessendes Bächlein gewesen sein. Die Legende berichtet, bei der Einführung der Reformation um 1525 habe man ein Marienbild aus der Kirche entfernt und in den Nolla geworfen, und seitdem habe sich seine Sanfttheit in Zerstörungswut verkehrt. Sein klares Wasser sei schwarz geworden, und die Thusner hätten den Frevel für ewige Zeiten zu büssen. Dass der Nolla nicht seit jeher der mühsam gezähmte Wildbach war, der er heute ist, mag stimmen. Nach langen Regenfällen wird sein Wasser jedoch schon immer durch die aufgelösten Beverinschichten dunkel gefärbt gewesen sei. Bei trockenem Wetter ist er auch heute, trotz der Legende, ein klarer Bach. Böseartig wurde er vermutlich durch Veränderungen der Gesteinsschichten in der Gegend von Tschappina, die bewirkten, dass ihm plötzlich Wasserläufe zuflossen, die früher einen andern Weg zutal gefunden hatten oder in einem der Bergseen gestaut wurden. Tatsächlich galt der Nolla in seiner schlimmsten Zeit als einer der gefährlichsten Wildbäche der Alpen. Unter seinen Ausbrüchen hatten beson-

ders die Thusner arg zu leiden. Die Chronik verzeichnet eigentliche Katastrophen im Jahr 1585 und besonders gehäuft im 18. Jahrhundert (1705–1707, 1711, 1719). Aber auch im 19. Jahrhundert setzte der Wildbach sein Wüten fort (1807, 1817, 1834, 1868–1870, 1874, 1877). Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, dass man nach dem letzten Grossbrand von 1845 das Neudorf möglichst weit vom gefährdeten Ufer errichtete und auf den Wiederaufbau der Häuser am Nollahang verzichtete. Heute droht vom Nolla keine Gefahr mehr, aber seine Zähmung kostete Millionen.» (2)

Die genauen Gründe für die Hochwasser kannten die Menschen dieser früheren Jahrhunderte nicht. In allerlei Sagen und Legenden suchten sie deshalb eigene Erklärungen. So lösen in «Der Kuhbauch» (Arbeitsmappe zur Heimatkunde Graubünden, 1. Teil, Seite 86) ruchlose Ritter mit ihren Freveltaten das Unglück aus. In der nachfolgenden Geschichte dagegen kann auch eine gute Tat nicht verhindern, dass die Naturgewalten immer wieder losbrechen:

Der Drache am Piz Beverin

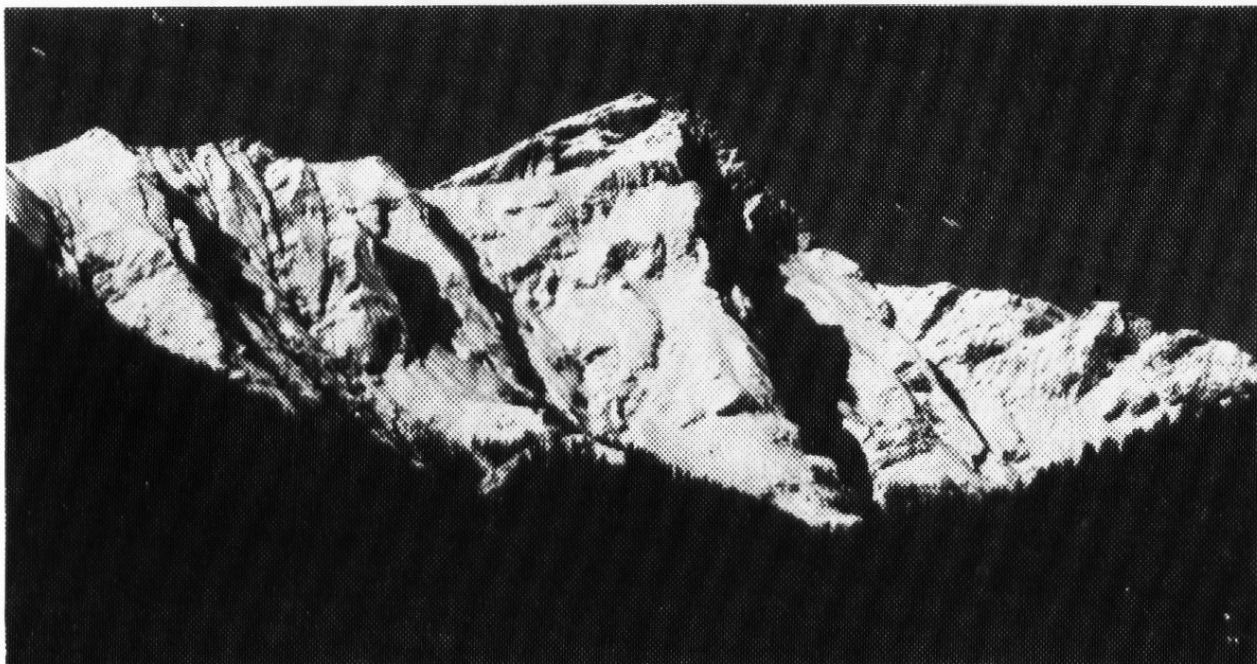
Oberhalb des Nolla-Tales am Piz Beverin hauset in einer Höhle ein schrecklicher Drache, der die Herden der Alpen von Heinzenberg, Savien und Schams arg heimsuchte, auch manchen einsamen Wanderer oder Hirtenbuben, den er witterte oder erspähte, wegging und zerriss.

Ein «Schüler», der zeitweise in den Savierbergen Golderz sammelte, vernahm die Klage wegen dem Drachen und versprach Hilfe. In Tirol kannte er einen und mit diesem gelang es ihm, den Drachen wegzubannen. — Statt dieses Drachens sei aber die Plage der bösen Wasser gekommen, indem der Nolla, solange der Drache hauste, nie geschadet habe. (3)

Ebenso machtlos stand man der Geissel des Mittelalters, der Pest, gegenüber. Als Beispiel folgt eine Sage aus dem nahen Tomils:

Der Mann in einem Hosenbein

Als die Pest auch in Tomils wütete, hörte der Messmer in einer Nacht ein Ge-





räusch, als ob eine Prozession durchs Dorf ziehe. Schnell stand er auf, um nachzusehen, was los sei. Schon war der Zug bis zu seinem Hause angelangt und so schlüpfte er in der Eile nur in ein Hosenbein und eilte ans Fenster. Da sah er das Totenvolk vorbeiziehen, dumpf murmelnd, darunter viele Bewohner von Tomils, welche noch lebten. Zuletzt kam er selbst. Er sah als letzten im Zuge einen Mann, welcher nur in ein Hosenbein geschlüpft war und die Hosen mit beiden Händen hielt. Er deutete die Sache nun so, dass er der letzte sei, der an der Pest sterbe, dann werde sie aufhören. So war es auch. Alle noch Lebenden, welche er im Totenzuge gesehen, starben, er war der letzte, nach ihm forderte die Pest in Tomils keine Opfer mehr. (4)

...die Feuersbrunst zu Asche gemacht,...

Thusis hat an die zwanzig Brände erlebt. Beinahe die Hälfte davon waren eigentliche Katastrophen. Das erste Brandunglück traf Thusis vermutlich 1559. Allerdings weiss man darüber nichts Genaueres, weil spätere Feuersbrünste die Dokumente vernichtet haben. Grosse Zerstörungen folgten in den Jahren 1575, 1656, 1727 und 1742. Einige Male brannten dabei gegen achtzig Häuser und ebenso viele Ställe nieder. An Kirche und Turm vermochten die Flammen glücklicherweise immer nur die Dächer zu zerstören. Nach 1727 setzte man anstelle des ursprünglichen gedrehten Spitzhelms eine zwiebelförmige Haube auf, wie sie heute noch das Thusner Dorfbild prägt.

Die eigentliche Veränderung des Dorfes erfolgte nach dem schlimmsten Brand vom 29. Juni 1845. An diesem Sonntag schien nach langer Regenzeit zum

erstenmal wieder die Sonne. Die Thusner genossen das schöne Wetter auf Spaziergängen ausserhalb des Dorfes. Einige mögen auch nach der Schlechtwetterperiode auf dem Feld gearbeitet haben. Jedenfalls war die Ortschaft fast menschenleer, als gegen fünfzehn Uhr in der Mitte des Fleckens das Feuer losbrach. Durch den herrschenden Wind begünstigt, verbreiteten sich die Flammen sehr rasch. Nach zehn Minuten brannte die Hälfte des Dorfes, nach einer halben Stunde ganz Thusis. Nur zehn Häuser, darunter das 1835 erbaute rote Schulhaus, blieben verschont. Der Augenzeuge Bundeslandammann Max Franz berichtete in einem Brief an seine Frau Maria über den Schreckensnachmittag:

«Ja, meine liebe Maria!, das war ein fürchterlicher, herzerreissender Anblick, den ich in meinem Leben nie vergessen werde. Man kann sich keinen Begriff machen, mit welcher Wut und Heftigkeit der Brand um sich griff — Löschanstalten waren keine, viele Thusner waren nicht einmal bei Hause und diejenigen, welche da waren, erschrecken dermassen, dass sie sich selbst kaum zu retten vermochten. Gerettet konnte wenig werden, ja in vielen Häusern gar nichts, in manchen etwa die Schriften, Bücher und Geld, etwas Beter und andere Kleinigkeiten, in der Hauptsache aber sehr wenig, das andere ging alles zu Grunde. Herr Steiner und ich strengten uns unter grosser Lebensgefahr an zu retten und zu helfen, und ich darf behaupten, dass wir gewiss gute Dienste geleistet haben, aber mehreremale von Trümmern und brennenden Balken bereits zugedeckt wurden. Ich bin heute noch so müd und matt, und ich habe in allen Gliedern weh, es wird aber schon wieder besser. Bis auf 6—7 Häuser und einige Ställe ist total alles verbrannt und zu Grunde ge-

gangen und viele, viele Leute haben gar nichts als ihr Leben gerettet und sind jetzt arm und bloss.

Es war ein grässliches Schauspiel, die Not und das Wehklagen dieser armen Leute zu sehen und zu hören; das Feuer wüthete und tobte, Mauern stürzten ein, Mütter jammerten um ihre Kinder und Kind um Mutter, alles lief durcheinander und keiner wusste wohin, und gerade als der Brand am stärksten war, flog ein Gartenhaus unter fürchterlichem Krachen mit einer bedeutenden Masse Pulver in die Luft und schlug einige Häuser bereits zusammen; ich war mit Steiner ganz in der Nähe, kam aber Gottlob! glücklich davon, zwei andere hingegen sind stark und gefährlich verletzt worden.

Gestern und heute hat man den armen Leuten von hier (Chur) aus ganze Fuder Lebensmittel und Kleider zugeführt.» (5) Über die erwähnte Explosion des Pulverlagers erzählt Julius Dettli-Giesch, dessen Vorfahren zu den Betroffenen gehörten:

«Meine Urgrossmutter mütterlicherseits, Dorothea Winter, geborene Veragut, wie auch deren Tochter Maria, damals zwölf Jahre alt, hatten den Brand selbst erlebt und wussten davon eindrücklich zu erzählen. Die Urgrossmutter hatte einen deutschen wandernden Gesellen, Ludwig Winter, geheiratet, der sich in der Folge als Büchsenmacher in Thusis niederliess und im Altdorf selbständig eine Werkstatt betrieb. Die aus seiner Waffenschmiede stammenden Stutzer sind noch hie und da als Schaustücke anzutreffen. Sie tragen eingraviert den Herkunftsvermerk 'Louis Winter fecit'.

Beim Brandausbruch wollte Winter aus seiner Werkstätte vor allem zwei Pulverfässer entfernen. Es geschah zu spät, die Fässer explodierten, und der Luftdruck warf Winter über eine Terrasse in

den gegen den Nolla abfallenden Garten. Der Schwerverletzte wurde zur Pflege zu Bekannten nach Rongellen verbracht. Er soll sich nie mehr ganz erholt haben.»

Wiederaufbau

Bevor an den Wiederaufbau gedacht werden konnte, musste die traurige Bilanz über das, was das Feuer in vier Stunden zerstört hatte, gezogen werden: 79 Häuser und 82 Ställe waren in Schutt und Asche gelegt, das Kirchendach und der Turm mit dem Geläute waren der Pulverexplosion zum Opfer gefallen. Gross waren auch die Waren- und Viehverluste. Wenigstens musste man kein Menschenleben beklagen. Der Gesamtschaden war für die damalige Zeit riesengross: etwa 400 000 Franken. Von überallher trafen aber schon bald Spenden ein: aus Chur, Zürich, aus Deutschland und Italien.

Nach den Verheerungen, die das Dorf nun schon seit Jahrhunderten in fast regelmässigen Abständen durch Hochwasser oder Feuersbrünste heimgesucht hatten, fassten die Thusner nun den schweren Entschluss, ihre Häuser nicht mehr an der alten Stelle wieder aufzubauen. Im alten Dorf standen die Gebäude so nahe beieinander, dass nichts die Flammen aufhalten konnte. Zudem waren die äussersten Häuser immer wieder in Gefahr, gegen das Nollatobel hin abzurutschen. Der Gemeinderat mit Dr. med. Franz Veragut als Ammann liess durch Oberst U. von Planta-Reichenau den Plan für ein neues Dorf entwerfen. Links und rechts der breiten Hauptstrasse erhielten die Einwohner durch das Los Bauplätze zugeteilt. Hinter diesen Häuserzeilen verliefen zwei Gassen (heute «obere» und «untere Stallstrasse»). Und erst auf der äussersten Gassenseite durften die Bau-



ern die hölzernen Ställe erbauen (siehe Bild «Thusis um 1860»). Damit stellte man endlich sicher, dass bei einem Brandausbruch nicht notwendigerweise das ganze Dorf in Mitleidenschaft gezogen würde.

Später räumte man auch das Altdorf wieder auf. Auch die Häuser wurden wieder errichtet. Von Hohenrätien aus kann man heute noch sehr gut die Gliederung von Thusis in das Alt- und das Neudorf feststellen. Allerdings verwischen sich die klaren Konturen des ursprünglichen Planes durch die in unserem Jahrhundert neu entstandenen Quartiere Oberfeld, Hasensprung und Compogna. Wie vorausschauend man damals die Neuanlage des Dorfes plante, beweist die Tatsache, dass die Neudorfstrasse heute noch den gesamten

Nord-Süd-Verkehr der San-Bernardino-Route meist ohne grosse Stockungen zu schlucken vermag. Trotzdem hoffen viele Thusner heute auf ruhigere Zeiten, und sie freuen sich darauf, bald einmal geruhsam und ohne Lärm- und Abgasbelastung während des Sommers in einem schattigen Strassencafé sitzen zu dürfen...

... das Thusner Gericht war wütend und schwer, ...

Grosses Elend und unsägliches Leid über viele Familien brachte die Zeit der Bündner Wirren. In diesen Parteikämpfen zu Anfang des 17. Jahrhunderts erlangte Thusis ohne seine Schuld eine traurige Berühmtheit durch das hier abgehaltene Strafgericht vom August 1618

bis Januar 1619. Die ganze Angelegenheit scheint mehr mit Machtpolitik zu tun gehabt zu haben als mit einem ordentlichen Gericht. Die harten Strafen, Folterungen und Hinrichtungen sind nur aus dem damaligen Zeitgeist heraus zu verstehen. (Bündner Wirren und Thusner Strafgericht sind in unseren Geschichtsbüchern behandelt.)

Hexen

Die Schrecken jener Zeit (Kriege, Hungersnöte, Krankheiten) führten nicht nur zur Verrohung des Volkes und zu politischen Verfolgungen: ebenso grausam waren die Hexenhinrichtungen, weil sie Unschuldige traf. Sie entsprangen vielleicht der allgemeinen Unsicherheit und den Ängsten vor unheimlichen Mächten.

Ein Beispiel für diese Denkweise gibt die lange Predigt von Pfarrer Andreas Gillardon, die er am 4. Juni 1714 «nach der Enthauptung und Hinrichtung» der sechzehnjährigen Zillia Caminada aus Sarn vor vielen tausend Zuschauern hielt. Wenn man diese Rede aufmerksam liest, ist man erschüttert und empört. Mit folgenden Worten aus 1. Petrus, 5,8 ruft er die Zuhörer zur Umkehr auf: «Seid nüchtern und wachet, denn euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welche er verschlinge!» Und ebenso eindringlich macht der Geistliche den Gläubigen «die Hölle heiss», wenn er spricht: «Wir sollen bei solchen bedenklichen Schicksalen und Zufällen mit allzuschnellen Vorurteilen uns nicht übereilen, und vermeinen, es könne gar nicht anders sein, als dass solche unglückliche Völker oder Menschen viel grössere und bössere Sünder vor Gott gewesen seien als wir, weil eine solche harte und scharfe Rache und Strafe Gottes über jene ergangen, und wir sei-

en dagegen so fromm und engelrein, dass wir uns weder um dergleichen noch anderer Strafen und Gerichte Gottes keineswegs zu befürchten noch zu bedenken hätten, sondern wir sollen dergleichen traurige Beispiele anhören mit sausenden Ohren, ansehen mit trännenden Augen, beseufzen mit mitleidenden Herzen, beklagen mit bebenden Lippen, und sie uns gleichsam lassen zurufen: 'Wachet und betet, und bessert euch, auf dass ihr nicht gleicherweise oder noch durch andere grössere Strafen umkommet!...'» Und später heisst es: «Wo seid ihr meine lieben Kinder alle, junge und alte, grosse und kleine, Söhne und Töchter? Denkt an jenen traurigen Tag und den erschrecklichen Anblick, den ihr hattet. Empfindet so, als hätte dieser arme Mensch euch jedem einen Haarrupf gegeben und gerufen: 'Schau, mein liebes Kind, wie es einem endlich geht, wenn man in der Jugend Gott und seinem Wort, frommen Eltern, Vater und Mutter und andern guten Leuten nicht folgen will, wenn sie einen zum Guten ermahnen, so muss man zuletzt dem Henker folgen...'»

Bezeichnend für die damalige Zeit ist, dass sogar Geistliche von der Richtigkeit eines solchen Urteils überzeugt waren. Wären statt der scharfen Drohungen des Predigers nicht Zuspruch und Trost für die Hinterbliebenen christlicher gewesen? —

... des Säumers Ruf erschallt nimmermehr.

Seit jeher waren für unser Passland Graubünden zwischen dem milden Süden und dem rauhen Norden die Strassen von grösster Bedeutung. Nicht nur Soldaten und Güter, sondern auch neue Ideen, Sprachen und andere Kulturen beeinflussten über die Verkehrslinien

unser Volk. So wurde Thusis durch den Ausbau der Viamalastrasse für Ochsen, Pferde, Karren und Schlitten im Jahre 1473 (Viamalabrief) nicht nur Säumerstation und Umschlagplatz, sondern im Zuge dieser Entwicklung auch früh germanisiert.

Erst mit diesem Ausbau erlangte Thusis grössere Bedeutung als Verkehrsort. Vorher wurden im Domleschg und am Heinzenberg viele verschiedene Verkehrswege benützt (siehe Skizze «Alte Strassen im Domleschg»). Die zahlreichen Burgen und auch die Geschichte des Klosters Cazis sind nur von diesen alten Strassenzügen her zu erklären. Sie waren Wächter, Zollstationen oder Herbergen.

Im Gegensatz zu heute mied man damals aus Angst vor Überschwemmungen die Talsohle. Nach der Rheinkorrektion des letzten Jahrhunderts war diese Gefahr gebannt, so dass man die Bahn dem Fluss entlang führte. Heute baut man auch die N13 am Ufer des Rheins. In einigen Jahren wird Thusis umfahren sein. Werden dann nur noch die Hotelnamen (Albula, Splügen, Bernina usw.) an den alten Passverkehr erinnern?

Die Zeit der Säumer ist zwar für immer vorbei. Der Kern mancher Erzählung von damals behält trotzdem auch heute noch seine Gültigkeit. Zum Glück müssen nicht alle Würdenträger ruhelos umherspuken wie der unselige Landammann in folgender Sage:

Der unselige Landammann

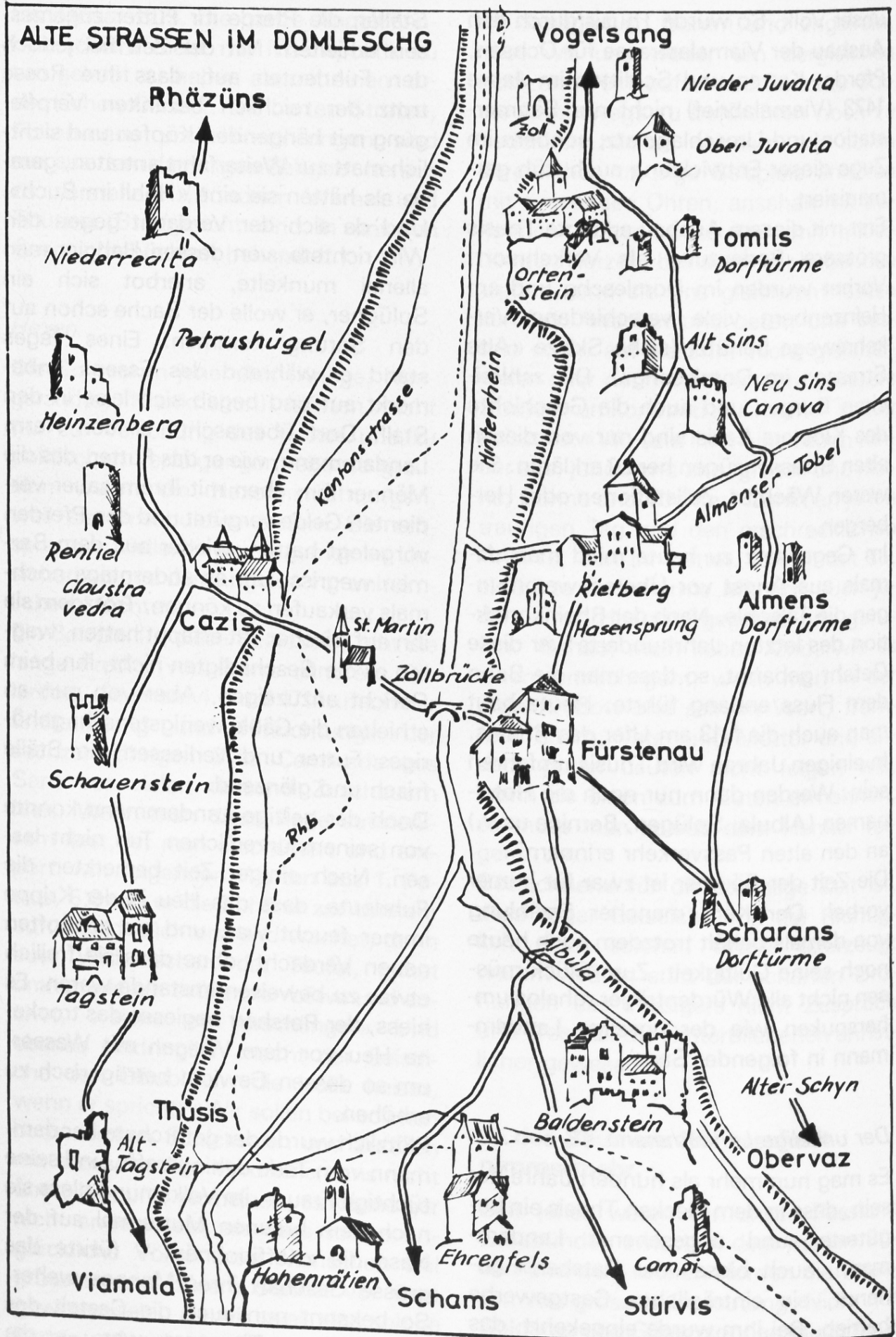
Es mag nun mehr als hundert Jahre her sein, dass in dem Flecken Thusis ein begüterter und angesehener Landammann, auch bloss «der Ratsherr» genannt, ein einträgliches Gastgewerbe betrieb. Bei ihm wurde eingekehrt, das wusste man nicht anders, oben in der Wirtsstube, während drunten in den

Ställen die Pferde ihr Futter zugemessen erhielten. Mit der Zeit fiel jedoch den Fuhrleuten auf, dass ihre Rosse trotz der reichlich bezahlten Verpflegung mit hängenden Köpfen und sichtlich matt zur Weiterfahrt antraten, gerade als hätten sie eine «Höhli im Buch». Und da sich der Verdacht gegen den Wirt richtete, von dessen Habgier man allerlei munkelte, anerbote sich ein Splügner, er wolle der Sache schon auf den Sprung kommen. Eines Tages stand er während des Essens unbemerkt auf und begab sich leise in den Stall. Dort überraschte er den Herrn Landammann, wie er das Futter, das die Männer ihm eben mit ihrem sauer verdienten Gelde vergütet und den Pferden vorgelegt hatten, wieder aus dem Barmen wegriss, um es anderntags nochmals verkaufen zu können. Trotzdem sie ihn auf frischer Tat ertappt hatten, wagten es die Geschädigten nicht, ihn beim Gericht anzuzeigen. Aber von nun an erhielten die Gäule wenigstens ihr gehöriges Futter und verliessen die Ställe frisch und glänzend.

Doch der geizige Landammann konnte von seinem unredlichen Tun nicht lassen. Nach einiger Zeit bemerkten die Fuhrleute, dass das Heu in der Krippe immer feucht war, und sie schöpften neuen Verdacht, ohne dass sie freilich etwas zu beweisen imstande waren. Es hiess, der Ratsherr begiesse das trockene Heu vor dem Wiegen mit Wasser, um so dessen Gewicht betrügerisch zu erhöhen.

Plötzlich wurde der gefürchtete Landammann vom Tode dahingerafft, und seine tüchtige Frau — im Volksmund hiess sie nach dem braunen Muttermal auf der Nase die «Kaffibohnä» — führte das grosse Geschäft ihres Mannes weiter. So bekannt nun auch die Gestalt des habsüchtigen Thusners war — die Nachricht von seinem unerwarteten To-

ALTE STRASSEN IM DOMLESCHG



de vermochte doch nicht so bald in die entlegenen Täler zu dringen. So kam es, dass Wochen nach dem Hinschied des allgewaltigen Geldherrn der Safier Peter Wieland ahnungslos aus seinem heimatlichen Tal über Glas herüberstieg, um mit dem Landammann noch Geschäfte zu erledigen. Was er dann aber in dem ratsherrlichen Hause erlebt, das mit dem Wappen derer von Rosenroll geschmückt, im alten Dorfteil steht, hat er immer wieder erzählt. Da habe er nämlich auf der Treppe den Gestrengen in schwarzem Gewande gesehen. Doch auf seine freundliche Anrede «Guotä Tak, Herr Landammäl» habe dieser nichts erwidert, sondern sich mit barscher Miene zurückgezogen in das Dunkel der Gewölbe. Dann sei er die Treppe hinauf gestiegen, habe oben in der Küche die — wie ihm aufgefallen — ebenfalls schwarzgekleidete Landammännin getroffen und ihr gemeldet, wie er soeben drunten deren Herrn angesprochen; aber er «sigi nit früntlichä gsi». Da aber sie die Frau «kuriosi cho» und habe ihm eröffnet, dass ihr Mann ja schon seit sechs Wochen begraben liege. Der Peter aber merkte an ihrer Verlegenheit wohl, dass der Witwe solche Begegnungen nicht unbekannt waren. Auch die Knechte im Hause wussten zu berichten, wie sie den Verstorbenen jeden Abend in feiertäglicher Kleidung mit einer Giesskanne auf dem Heustock hantieren sähen.

Durch Peter Wieland wurden diese spukhaften Geschehnisse auch in Safien bekannt, und hie und da brachte ein Marktbesucher neue Nachrichten über den unseligen Geist des Thusner Landammanns, der für seinen Betrug an Menschen und Vieh immer wieder umgehen musste. «Schi heiend derno dussä lang Kaputschiner g'hä», wollte der alte «Hütti-Christä» selig wissen, der von diesen Begebnissen etwa noch

erzählt hat. Die Ordensbrüder waren die letzte Hilfe für die geplagte Frau Landammännin. Denn kein Knecht und keine Magd blieb mehr in dem verschrieenen Hause. Die flehentlich herbeigerufenen Kapuziner stiegen den Pfad längs der Nolla hinauf gegen Dalas bis zu einer Anhöhe, wo es «in dä Straijä» heisst, und knieten dort nieder, den Blick auf die ratsherrliche Wohnstätte gerichtet. Da begannen sie zu beten, beschworen den Geist, aus seinem Hause zu weichen, und rangen mit ihm, bis ihnen der Schweiss von der Stirne tropfte. Endlich erschien er leibhaftig unter dem Zwang der zauberkräftigen Sprüche, erklärte jedoch, er komme nur so weit, als er noch das Dach seines Heimwesens zu erblicken vermöge. Eine Flerdner Bäuerin, die zur selben Stunde nach Thusis hinunter ging, begegnete den beiden Kapuzinern, die eilig bergauf strebten und von denen der eine eine Stizze mit den Händen fest umschlossen hielt. Im Dorfe unten erfuhr sie dann von der Beschwörung und hörte mit Schrecken, dass das Gefäss die ruhelose Seele des Landammanns enthalten habe. Die Geistlichen aber trugen diese hinauf nach Saisa, einem abgelegenen, zwischen dunkeln Wäldern eingebetteten Maiensäss hoch über der Nollaschlucht. In diesen Bezirk blieb der Geist seither gebannt, hat aber dort freien Zug.

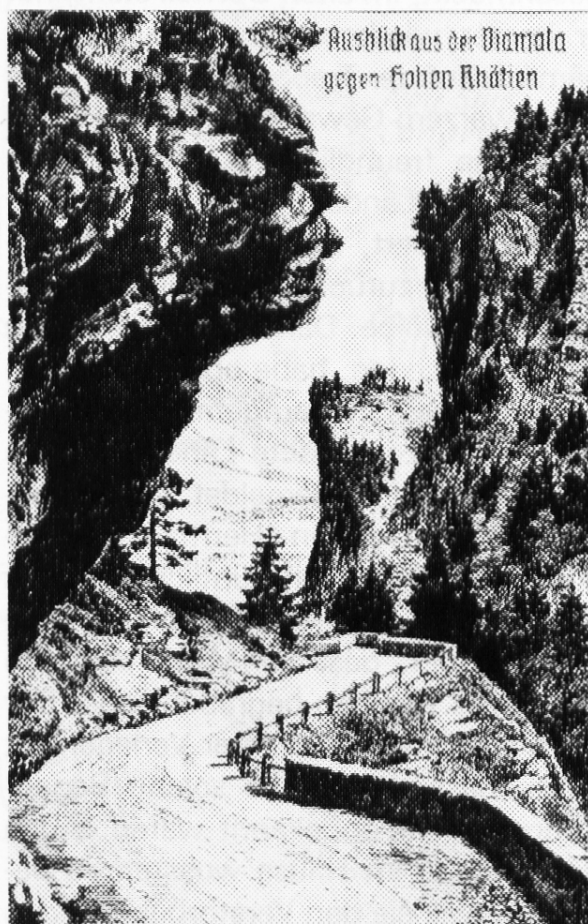
Noch immer fährt er in stürmischen Nächten bald über die steil aus dem Berghang aufragenden Burgtrümmer von Ober-Tagstein, bald über die Matten von Saisa hin. Er soll aber auch in der Gestalt eines greulichen Hundes sein Unwesen treiben. Einmal bekamen ihn Italiener, die dort oben einen Stall untermauerten, zu spüren. In der Nacht hörten sie es draussen vor der Hütte umgehen mit schauerlichem Lärm und Kettengerassel, und als einer sich vor

die Tür wagte, sah er einen schwarzen Pudel mit feurigen Augen durch die Nacht jagen. Nachdem sie bis zum Morgen grauen kein Auge geschlossen und die Geschichte von dem unseligen Geist erfahren hatten, wollten die Maurer nicht mehr in Saisa nächtigen. Und heute noch soll der zum Wandeln verdamnte Thusner Landammann auf jener einsamen Berghöhe der Erlösung harren. (6)

Nach der Eröffnung der Kantonsstrasse im letzten Jahrhundert fuhren die Postkutschen auch durch das «Verlorene Loch» am Eingang zur Viamalenschlucht. Vor allem für die Postillione war die Arbeit nicht immer nur romantisch, wie folgender Bericht eines Kutschers namens Theus beweist:

«Es war Anno 1884. Wir, Postillon Schwarz von Thusis und ich auf hohem Bock, kamen mit dem Postkurs von Splügen her das steile 'Verlorene Loch' herunter. Zwei Passagiere befanden sich im Wagen. Es waren dies Joseph Prevost und Martin Schreiber, beide von Thusis. Kaum zum Tunnel (zwischen Thusis und Rongellen) heraus, mussten wir zu unserem Entsetzen feststellen, dass hinter uns her ein schwerbeladenes Blöckerfuhrwerk in unaufhaltbarem, immer rascherem Tempo unserer Post näher kam. Der betreffende Fuhrmann, in nur zu deutlicher Erkenntnis der Situation, probierte alles mögliche, um sein mit zwei Pferden bespanntes Fuhrwerk zu bremsen. Allein die Spannvorrichtung versagte; unter die Räder geworfene Steine wurden zermalmt, Holzstücke zerquetscht, Ketten zerrissen. Die schweisstriefenden, aufgeregten Pferde waren trotz grösster Anstrengung machtlos geworden. Alles half nichts mehr. Das schwere Fuhrwerk hatte schon einen teuflischen Schwung. Das Unglück musste unabwendbar kommen. Schwarz, ein gei-

stesgegenwärtiger, sicherer und zuverlässiger Postillon, riss die Zügel seiner Rosse straff, und mit Hilfe der Peitsche versuchte er, in starkem, ausserordentlichem Trab, dem drohenden Unheil zu entkommen, die scharfe Strassenbiegung um den Felsen beim sogenannten 'Känzeli' nach links zu nehmen. (Das Känzeli ist eine ummauerte Ausbuchtung der Strasse überm tiefen Rhein,



mit Ausblick auf Hohenrätien, Thusis und Heinzenberg.) Postillon Schwarz hatte die drohende Gefahr richtig erkannt. Aber es war zu spät. Das Unheil war da, ehe wir unser Gefährt um die schützende Strassenecke retten konnten.

Mit gewaltigem Stoss und Ruck hinterher hatte die starke Deichsel des Holzfuhrwerkes den Magazinkasten durchbohrt, wobei unser Postwagen samt Pferden mit Gewalt an die niedere Mauer gegen den fürchterlichen Abgrund

beim 'Känzeli' gedrückt wurde. Zu meinem Entsetzen und Schrecken war Postillon Schwarz spurlos verschwunden. Durch den furchtbaren Aufprall war er aus dem Bocksitz in die schauerliche Tiefe geworfen worden. Ich konnte mich wie durch Zufall am Verdeckgestänge festhalten. Es waren schreckliche Momente.

Auf einmal Hilferufe aus der Tiefe! Was sah ich? Postillon Schwarz hing zwischen Himmel und Abgrund, am Leitseil seiner Pferde festgeklammert. Mit meiner Hilfe hat er sich dann, unter grösster Anstrengung, an den Zügeln wieder heraufgezogen. Gewiss hat auch das Gebüsch über der Tiefe den Verunglückten etwas festgehalten. Diese qualvollen Minuten kann ich nie mehr vergessen, und wenn ich tausend Jahre alt würde. Beide zitterten wir, Schwarz und ich, vor Schreck am ganzen Leib wie Espenlaub. Sprechen konnten wir nicht. Wie nahe war der Tod gewesen! Herrgott, welche Vorsehung, welche

Mahnung! Das einfache Leitseil ward zum Lebensretter. Zum Glück hatte auch die Mauer der Brüstung standgehalten, was wieder ein grosses Wunder und unsere Rettung war. Sonst wäre alles, Mann, Ross, Wagen und Passagiere, erbarmungslos in die Tiefe gestürzt und dem sicheren Tode geweiht gewesen.

Unsere Pferde hatten nicht stark gelitten, denn die Deichsel steckte mit ihrem Kopfe in der Mauer und hielt wunderbarerweise den starken Anprall aus, ohne zu zerbrechen. Selbstverständlich wurden unsere beiden Fahrgäste durch den wuchtigen Stoss wacker gerüttelt. Sie standen an der Mauerbrüstung, ebenfalls sprachlos, mitgenommen und angsterschrocken, als sie die Gefahr überblickten, in der auch sie sich vor wenigen Minuten noch befanden. Nachdem wir uns vom furchtbaren Schreck etwas erholt hatten, verteilten wir unsern kleinen Essvorrat zur Stärkung aller.



Das Blöckerfuhrwerk wurde abgeladen, wenigstens das Allernotwendigste, um es vom Postmagazinkasten freizumachen. Wie wir nach Thusis kamen, weiss ich kaum mehr. Alles schien ein Traum, ein böser, wüster Traum, und doch war es bitteres Erlebnis, schauerhafte Wirklichkeit.»

Auch heute noch wird in Thusis ein über zweihundertjähriger Brauch hochgehalten: das Advents-, Weihnachts- und Silvestersingen. Neben dem Schülerchor ist es vor allem der Allgemeine Männerchor, der an diesen Abenden durch die Strassen zieht und auf den traditionellen Plätzen des Dorfes die alten Lieder von Schmidlin und Bachofen vorträgt. Dieser schöne Brauch ist in der Bevölkerung tief verwurzelt. Sogar die auswärtigen Thusner kehren in diesen Tagen immer wieder heim, um daran mitzuwirken; denn das gemeinsame Singen verbindet und weckt Geborgenheit. Dass der Allgemeine Männerchor sich beim Singen im Kreis aufstellt und die Sänger dann Arm in Arm von Platz zu Platz ziehen, ist vielleicht ein Sinnbild dafür, dass man in Zeiten der Not und Gefahr zusammenstehen sollte.

Zum Schluss unserer Arbeit lassen wir noch zwei Gedichte vom Heinzenberg und Domleschg folgen. Das Dichtervort macht uns in schönster Weise auf manches Verborgene und Stille abseits des lauten Verkehrs aufmerksam.

Q u e l l e n a n g a b e n

1. Ernst Lechner: Thusis und die Hinterrheintäler (1897) S. 91.
2. Hans Mohler: Thusner Wanderbuch (1966) S. 91.
3. Dietrich Jecklin: Volkstümliches aus Graubünden, I Teil (1916) S. 232.
4. Dietrich Jecklin: Volkstümliches aus Graubünden, I Teil (1916) S. 492.
5. Waler Bochsler: Historischer Abriss über die Thusner Brände (1976)
6. Arnold Büchli: Sagen aus Graubünden, II Teil S. 192.
7. Nina Camenisch: Gedichte (1867) S. 151.
8. Betty Knobel: Zwischen Tag und Abend, Gedichte (1935) S. 34